

doch einige Anregungen für eine Pastoral an diesen Menschen geben. Vor allem aber möchte ich allen, die schwer geistig Behinderte zu betreuen haben, Mut machen, ihre Schützlinge an ihrem Glauben teilhaben zu lassen, um ihnen die Möglichkeit zu geben, etwas von der Nähe Gottes zu spüren. Denn gerade auch im Glauben sind schwer geistig Behinderte in besonderem Maße auf unsere Mithilfe angewiesen.

Alois Freiler – Erich Schmid

„Fragt doch ihn selbst, er ist alt genug . . .“

Gedanken zur Blindenpastoral

Ein von Geburt an blinder und ein seit dem 18. Lebensjahr zunehmend sehbehinderter Religionslehrer reflektieren, auf dem Hintergrund ihrer eigenen Erfahrungen, die Praxis der Blindenpastoral und geben Anregungen, wie Nichtbehinderte und Sehbehinderte bzw. blinde Menschen/Christen besser miteinander leben lernen und was die kirchlichen Gemeinden diesbezüglich tun können und sollen.

1. Einführung in die Situation – ein Dialog

Erich: „Ich bin 29 Jahre alt und seit Geburt vollblind. Der Augenblick der Erblindung konnte also für mich noch keine Glaubensprobleme mit sich bringen. Sie kamen erst später, nämlich in der Pubertät, und da auch nur in abgeschwächter Form. Als Religionslehrer am Bundes-Blindenpädagogischen Institut in Wien habe ich jedoch genug Schüler, bei denen die innere Reifung nicht so konfliktlos abläuft. Mir klingt noch der Satz eines 6jährigen im Ohr: „Mein Vater sagt, weil ich blind bin, glaubt er nicht mehr an Gott.““

Alois: „Bei mir ist das ein wenig anders verlaufen. Als 18jähriger, also vor 10 Jahren, habe ich von meiner Augenkrankheit erfahren. Damals war noch nicht absehbar, ob eine leichte Sehschädigung zurückbleibt, oder ob ich voll erblinden werde. Im Moment zähle ich mich zu den stark Sehbehinderten.“

Starke Glaubensprobleme hatte ich eigentlich nie, da ich zum Zeitpunkt des Ausbruchs der Krankheit in der glücklichen Lage war, eine gute Beziehung zu Jesus zu haben. Seit einigen Wochen unterrichte auch ich Religion am Bundes-Blindenpädagogischen Institut.“

Erich: „In meinen acht Dienstjahren als Religionslehrer habe ich diesen Beruf lieben gelernt. Der Weg bis dahin war nicht einfach. Mein glückliches Leben begann schon damit, daß meine Eltern die Behinderung ihres Kindes nicht als Katastrophe empfanden. Sie versteckten mich nicht, sondern schickten mich in den Ortskindergarten unter „Normal“-Sehende und fanden den Mut zu einem zweiten Kind – meiner Schwester, die völlig gesunde Augen hat.“

Ab meinem 6. Lebensjahr besuchte ich Volks- und Hauptschule am Bundes-Blindenpädagogischen Institut. Da es in Österreich keine allgemeinbildende höhere Schule für Blinde gibt, setzte ich meinen Ausbildungsweg in einer Klasse von Sehenden am Badener Gymnasium fort, wobei mir Schüler und Patres im Internat in Heiligenkreuz tatkräftig halfen.

Nach erfolgreich abgelegter Reifeprüfung wählte ich die Ausbildung zum Hauptschullehrer für Deutsch, Musik und Religion – natürlich wieder an einer „normalen“ pädagogischen Akademie.

Neben meiner Unterrichtstätigkeit studiere ich Germanistik und Geschichte an der Wiener Universität.“

Alois: „Bei mir verlief die Schulzeit bis zur Matura ohne Beeinträchtigung meiner Sehkraft. Durch Gesichtsfeldeinengung und beginnende Trübung der Linsen fiel es mir bei meinem Studium der selbständigen Religionspädagogik an der Universität Wien immer schwerer, die zahlreiche Fachliteratur zu lesen. Durch Unterstützung meiner Kollegen ist es mir gelungen, das Studium in der vorgeschriebenen Zeit zu beenden; dann trennten sich unsere Wege.“

Berufsbedingt leben meine Frau und ich jetzt in Wien. Aus diesem Grund ist praktische Mitarbeit in der niederösterreichischen Heimatpfarre schwer möglich. Allerdings feiern wir noch immer die großen kirchlichen Feste dort.“

Der Aufbau von Kontakten zur Wiener Pfarre ist erst im Anfangsstadium.“

Erich: „Im Gegensatz dazu sind meine Kontakte zur Heimatpfarre schon sehr lose. Andererseits ist die Pfarre Am Schüttel in Wien zu meiner neuen Heimat geworden: ich bin im Pfarrgemeinderat tätig, leite den Kirchenchor und versuche, die Schüler des Blindeninstitutes in die Jugend der Pfarre zu integrieren. Blinde und Sehende werden zum Beispiel gemeinsam auf die Firmung vorbereitet.“

Alois: „Die beiden hier aufgezeigten Lebensläufe könnten leicht den Schluß nahelegen, daß alle Blinden und Sehbehinderten problemlos in und mit der Kirche leben.

Dem ist nicht so, wie die Tatsache beweist, daß auch Sehgeschädigte aus der Kirche austreten.“

2. Wünsche und Erwartungen

Zumindest gläubige oder suchende blinde Menschen sehnen sich nach dem Mitleben und Mitfeiern in der Pfarre. „Blind“ meint hier vollblinde und sehbehinderte Personen, die weitgehend in gleichem Maße betroffen sind. Falls eine Differenzierung zwischen beiden Gruppen notwendig ist, wird sie an geeigneter Stelle durchgeführt.

2.1 Pfarrgemeinde als Heimat?

Individuelle Geschichte jedes Blinden

Wie schon der einleitende Dialog zeigte, bedingen verschiedenste Arten von Sehschädigungen unterschiedlichste Lebenswege. Wer sich das vor Augen hält, wird es unterlassen, vom Verhalten eines Blinden auf das eines anderen Blinden zu schließen. Auch der Blinde ist zunächst Mensch – und damit so einmalig und unterschiedlich wie Menschen eben sind – und erst in zweiter Linie blind. Umgelegt auf die Situation in der Pfarre heißt das: Konnte ein Blinder integriert werden, kann sich der zweite genauso ausgeschlossen und mißverstanden fühlen, sich abkapseln und das Pfarrleben meiden. Der Blinde möchte in seiner Pfarre als Individuum trotz Behinderung ernstgenommen werden und nicht so sehr mit Seelsorge an einer Gruppe der Blinden betreut werden – die hat er ja durch die speziell dafür arbeitenden Blindenseelsorger.

Besondere Bedeutung von Berührungspunkten

Das Klingeln an der Wohnungstür muß nicht immer von einem Vertreter oder guten Bekannten stammen – es könnte auch der Verteiler des Pfarrblattes ein Informationsgespräch suchen. Angenommen, die Unsicherheit auf seiten des „Pfarrvertreters“ und das Mißtrauen auf seiten des Blinden sind überwunden, dann ist etwas Wichtiges geschehen: der Blinde hat eine Kontaktperson zur Pfarre gewonnen. Oft findet der Blinde allein nicht den Weg zur Kirche und zum Pfarrhaus, wohl aber könnte er diese Wege allein gehen, wenn sie ihm einmal gründlich gezeigt und erklärt wurden. Ist der Blinde dann sozusagen in der Öffentlichkeit der Pfarre aufgetaucht – etwa durch regelmäßigen Gottesdienstbesuch –, sollten die Gläubigen die Möglichkeit zur persönlichen Ansprache nützen. Wichtige Informationen über das Pfarrleben können so mündlich weitergegeben werden. Auch das Telefon kann die Kommunikation fördern. Da viele Blinde als Telefonisten tätig sind, erklärt sich ihre besondere Beziehung zu diesem Medium.

Wo sind unsere Blinden?

Selbst auf die Gefahr hin, daß utopische Gedanken geäußert werden, ist doch daran zu denken, z. B. vom Caritas-Ausschuß her Sprengel- oder, noch besser, Hausvertrauensleute zu finden. Neben zahlreichen anderen für die Pfarre nützlichen Tätigkeiten können diese Personen am ehesten von der Existenz blinder (oder anderer behinderter) Menschen hören. Besonderer Schwerpunkt sollte hier bei den alten Erblindeten liegen. Über 60 Prozent der in Österreich registrierten 15.000 Blinden haben ihr 60. Lebensjahr schon überschritten. Viele werden von ihren Angehörigen zufriedenstellend betreut und sind daher nach außen nicht auffällig. Fallen jedoch Blindheit und Einsamkeit zusammen, wendet sich das Schicksal eines solchen Menschen ins Tragische. Besondere Beachtung ist jenen blinden, oft auch noch mehrfach geschädigten Menschen zu schenken, die von den Angehörigen in Wohnungen praktisch versteckt werden, und das trotz verstärkter Aufklärung über Ausbildungsmöglichkeiten seitens der öffentlichen Hand.

Wo befindet sich meine Pfarre?

Wenn keine Integration in die Pfarre erfolgt, kann ein Teil der „Schuld“ natürlich auch beim Blinden selbst liegen, denn auch er ist aufgerufen, einen Schritt auf die christliche Gemeinschaft hin zu tun. Der ganz konkrete Schritt, also der Fußmarsch zum Pfarramt oder zur Kirchenbeitragsstelle, wird aber dann besonders schwierig, wenn die Räumlichkeiten in riesigen Wohnhausanlagen eingebettet sind. Ist anstelle der heute immer spärlicher werdenden Amtsstunden nicht einmal ein Telefonbeantworter im Pfarramt installiert, wird die Entmutigung des kontaktsuchenden Blinden verständlich. Dabei braucht der Blinde nicht immer nur Besenker zu sein. Bei vorhandenem Talent könnte er z. B. im Rahmen eines gemütlichen Zusammenseins musizieren oder Gedichte vortragen. Gern wird er dann auf Ausflüge mitgenommen werden, und es ist gut vorstellbar, daß sich jemand findet, der in unaufdringlicher Weise durch kleine Handreichungen, z. B. beim Besuch von Gaststätten, dem Blinden die erforderliche Hilfe anbietet. Blinde Organisten und Kantoren sind in manchen Pfarren tätig; und warum sollten diese Menschen nicht über den Fachauschuß für Liturgie in den Pfarrgemeinderat kommen? Auch Lektorendienste sind nach Absprache denkbar, allerdings darf der Blinde nicht erst am Beginn der Messe erfahren, was er zu lesen hat, denn die ganze Heilige Schrift mit ihren 50 Punktchriftbänden oder das gesamte „Gotteslob“ mit seinen 25 Bänden im Kleinformat wird er wohl nicht zu jedem Gottesdienst mitbringen können.

2.2 Miteinander das Brot brechen

Das helfende Wort

Der Sehbehinderte kann bei kirchlichen Feiern noch das Gotteslob oder das Neue Testament in Großdruck benützen. Hilfreich ist es für ihn aber, wenn die Nummern der Lieder und Gebete nicht nur angezeigt, sondern auch angesagt werden. Besonders für blinde Kinder ist es wichtig, ihnen immer wieder zu erklären, welche Handlungen der Priester am Altar vollzieht; doch auch für den interessierten Erwachsenen ist der Sitznachbar als „Mystagoge“ manchmal nützlich, besonders dann, wenn der Ablauf der liturgischen

Zeremonie nicht so geläufig ist, weil eben beispielsweise ein bestimmtes Hochfest nur einmal im Jahr gefeiert wird. Wenige Worte reichen meist aus; außerdem sind längere Besprechungen vor oder nach der Feier möglich und wichtig, vor allem, wenn der Blinde sich im Rahmen der Feier vom Kirchenvolk beobachtet weiß, etwa bei Erwachsenentaufe, Erstkommunion, Firmung oder Trauung. Ein bekannter Sitznachbar erzeugt beim Blinden weniger Hemmungen, kurz hinüberzutasten, ob im Augenblick alle knien oder stehen. Auch hier kann ein kurzes Wort oder Handzeichen seitens des Sehenden helfen.

Die Struktur mancher Altarräume behindert den Blinden beim Vortreten zum Kommunionempfang. Falls ein sehender Führer vorhanden ist, geht dieser am besten voraus und läßt den Blinden sich locker an seinem Ellbogen anhalten. Auch das Wiederfinden der richtigen Bankreihe bringt manchmal Schwierigkeiten. Hat der Blinde keine Tasche bei sich gehabt, ist es gleichgültig, ob er nach dem Empfang der Kommunion in die vorher benützte Bankreihe zurückkehrt oder den Rest der Messe anderswo mitfeiert. Prozessionen bedeuten oft neue Wege für den blinden Christen, und auch hier sind Hilfestellungen durch die Mitfeiernden erwünscht.

Die Worte „Termine und Uhrzeiten entnehmen Sie bitte dem Pfarrblatt“ bei den Verlautbarungen am Ende der Messe gehen von der Meinung aus, daß sich in jedem Haushalt ein Pfarrblatt befindet und daß jeder das Pfarrblatt lesen kann.

Verkündigung – nicht Entmündigung!

Für den Prediger ist die Versuchung groß, einen vielleicht in der Pfarre bekannten Blinden in den Mittelpunkt seiner Ansprache zu stellen, besonders dann, wenn von den Schrifttexten her das Thema „Behinderte“ oder „Ausgestoßene“ nahegelegt wird. Keinesfalls soll verschwiegen werden, daß es Blinde gibt, aber es gilt – und das nicht nur für den Prediger, sondern für jeden Menschen –, sich vor zwei Extremen zu hüten: durch die Darstellung des Blinden als bemitleidenswertes Geschöpf die Hilfsbereitschaft der Gemeinde aktivieren zu wollen oder den

Blinden als „lebenden Heiligen“ zu idealisieren und dadurch zu versuchen, Glaubenseifer und Moral des Kirchenvolkes zu heben.

Der Blinde kann ein Engel und/oder ein Teufel sein wie der Mann oder die Frau aus der vierten Bank. In der Verkündigung kommt es darauf an, den Blinden realistisch zu sehen, nämlich als glaubenden Menschen, der auf dem Weg ist. Wir dürfen Jesus nicht nachstehen im Akzeptieren, daß jemand langsam in den Glauben und damit in sein Heil hineinwächst. Jesus setzt in Betsaida zweimal heilbringende Zeichen, bevor der Blinde sieht (vgl. Mk 8, 22–26).

Entmündigung des Blinden findet öfter statt als allgemein angenommen wird. Wer z. B. eine den Blinden betreffende Frage nicht an diesen, sondern an dessen Begleiter stellt, verhält sich im Grunde nicht besser als die Juden, die, in Joh 9, 18–19, dem Blindgeborenen nicht glauben und deshalb seine Eltern befragen. Nicht jeder Blinde hat soviel Glaubenskraft wie Bartimäus (vgl. Mk 10, 46–52), sich gegen die oft unbewußt und damit automatisch ablaufenden Einschüchterungsversuche zu wehren. Wie ansteckend Jesu Beispiel wirken kann, zeigt das Verhalten jener, die Bartimäus Mut zusprechen und damit seine Aktivität fördern: „Da warf er seinen Mantel weg, sprang auf und lief auf Jesus zu“ (Mk 10, 50).

Selbst wenn Vollblinde in der Kirche sind, braucht der Priester keine Angst zu haben, sie zu kränken, wenn er vom Licht spricht und beispielsweise dessen Bedeutung als Zeichen für Gott, Rettung, Auferstehung oder ewiges Leben erklärt. Nicht nur für den Blinden hilfreich ist der Versuch, Zeichen in andere Gefühls- und Erlebnisbereiche zu übersetzen. Obwohl der Vollblinde nie den emotionalen Wert des Lichtes erfassen kann, wird er sich gefühlsmäßig ähnlich angesprochen fühlen, wenn er den Hinweis bekommt, in seiner Vorstellung Licht und Wärme in Beziehung zu setzen. „Finsternis“ ist analog mit „Kälte“ zu übertragen.

Vielleicht evoziert die sichtbare Existenz eines Blinden in manchem Gläubigen bei der Betrachtung der Heilungsgeschichten die Frage, warum Jesus nicht mehr hier und jetzt heilt. Besonders Kinder sprechen diese

Sehnsucht zuweilen direkt aus. – Ohne vor-schnell eine oberflächliche Lösung anbieten zu wollen, sei doch jedem empfohlen, der sich durch diese Frage betroffen machen läßt, nicht bei den Problemen des individuellen Leides stehen zu bleiben, sondern nach dem letzten Sinn des Leides zu forschen, ohne dabei die Souveränität Gottes zu mißachten, der sich und uns nicht vor dem Leid bewahrt, aber im Leid bei uns ist.

2.3 Miteinander leben lernen

Unsicherheiten überwinden

Versteht man menschliches Dasein nicht zyklisch als „ewige Wiederkehr des Gleichen“, sondern linear, in den Kreislauf der Natur eingebunden, aber diesen durch den Anruf Gottes zugleich übersteigend, so kann man erahnen, daß ein Grund für unsere Einzigartigkeit darin besteht, fortwährend fragen und lernen zu dürfen. Wir entwickeln uns gemeinsam und lernen aneinander: die Blinden durch die Vollsinnigen und durch andere Behinderte, die Sehenden durch ihresgleichen, aber auch durch Menschen mit Körper-, Geistes- oder Sinnesbehinderung. Gleichgültig, was als „normal“ oder „defizient“ angesehen wird, die Tatsache bleibt, daß wir einander durch unser So-Sein verunsichern, aber gerade dadurch die Voraussetzungen für das Lernen schaffen.

Ein ängstigender Faktor für den Vollblinden oder stark Sehbehinderten existiert durch das Fehlen des Blickkontaktes. Nicht zu wissen, ob man z. B. in Gesellschaft angesprochen wurde, führt zur Unsicherheit, die bei mißtrauischen Blinden so weit geht, daß sie sich ständig beobachtet fühlen. Umgekehrt verfallen vollblinde Kinder in den Trugschluß, niemand kann sie sehen, wenn sie etwas (Verbotenes) tun, weil sie selbst nichts sehen können.

Auf seiten der Sehenden gibt es ebenfalls zahlreiche Abstufungen der Unsicherheit. Sie reichen vom Unbehagen darüber, wie der Blinde „richtig“ anzusprechen und wie ihm „richtig“ zu helfen sei, bis zum Ekel vor Blinden, die durch Unfälle oder Augenleiden unvorteilhaft aussehen oder die sich durch Unwissenheit oder fehlende Selbstdisziplin „abnormal“ (dem erworbenen ästhetischen

Empfinden des Sehenden widersprechend) benehmen.

Erblindet jemand langsam, muß nicht nur er ständig umlernen, sondern auch die Menschen um ihn. War beispielsweise das Überqueren einer Kreuzung für den Betroffenen unlängst noch problemlos, kann es heute schon zur Schwierigkeit geworden sein. Wer aus dem Personenkreis um den erblindenden Menschen in dieser Phase nicht Kontakt hält, kann nicht mitlernen! Der Sehbehinderte steht der Welt der Vollsehenden näher als der der Vollblinden, aber er lebt, geht, arbeitet, kocht . . . in einer „Zwischenwelt“. Man sieht ihm nicht an, wo er Hilfe braucht. Die Unsicherheit des Sehenden gegenüber dem Vollblinden, wann dieser eine Hilfestellung nötig hat, weicht häufig der „Strategie“, ihm möglichst in allen Situationen Hilfe anzubieten. Solange dies nicht zur Bevormundung des Vollblinden und damit zum Ausleben seiner Bequemlichkeit führt, ist dagegen nichts einzuwenden. Deshalb braucht aber auch der Vollblinde nicht unter den Glassturz gestellt zu werden. Sein Selbstwertgefühl wird durch Herausforderungen gehoben, die er meistern kann – z. B. einmal doch alleine zu einem Treffpunkt zu kommen oder jede Form der Übernahme von Verantwortung.

Kameradschaft schließen

Wie wichtig für den Blinden eine Kontaktperson zur Pfarre ist, wurde schon im Abschnitt über die Bedeutung der Berührungspunkte ausgeführt. Einen weiteren Dienst leistet jeder, der den Blinden in eine Gruppierung der Pfarre mitnimmt. Da Stimmen noch schlechter im Gedächtnis behalten werden als Gesichter, wird der Blinde dankbar sein, wenigstens einen aus dem Personen- und Stimmengewirr besser zu kennen. Voraussetzung hierfür ist, daß Kontaktnahmen erfolgten, die über oberflächliche Berührungen hinausgegangen sind. Vielleicht konnten auch schon Einladungen in die Wohnung ausgetauscht werden. Der Blinde wird sich in einer fremden Wohnung erst dann wohlfühlen, wenn er sich in den für ihn wichtigen Bereichen selbständig orientieren kann, also z. B. allein den Weg zur Toilette findet. Anlaß für einen Besuch in der Woh-

nung des neuen Partners könnte ein kleines Projekt sein: ein Gespräch, Vorlesedienste, aber auch eine Schachpartie mit dem vom Blinden mitgebrachten Steckschach oder ein Kartenspiel mit handelsüblichen Spielkarten, die der Blinde mit Punkten markiert hat.

Besuche oder Spaziergänge zu zweit schaffen zumindest den Raum, in welchem gute Gespräche stattfinden können. Freude kann mitgeteilt und damit verdoppelt werden, Leid wird nicht beseitigt, aber vom anderen mitgetragen. Er erfüllt dann – biblisch gesprochen – den Dienst des Simon von Zyrene. Häufig kann dann auch der Blinde zum „Mitleidenden“ werden, ja es ist gar nicht so selten, daß Blinde, von denen viele ausdauernd zuhören können, die Funktion einer „Klagemauer“ übernehmen. Im gemeinsamen Gebet oder im Wissen, daß der andere zur gleichen Zeit an einem anderen Ort etwa das gleiche betet, entsteht Gemeinschaft durch solidarisches Handeln.

Vielleicht wird in solchen Kontakten auch das Problem des richtigen Umganges mit der eigenen Geschlechtlichkeit spürbar. Dann ist wenigstens jene Stufe überwunden, auf welcher viele Sehende den blinden Menschen (wie auch andere Behinderte) als ein „geschlechtsloses“ Wesen ansehen. Zärtlichkeiten, die der Blinde durch das Fehlen des Blickkontaktes nicht erweisen kann, versucht er oft über den Hautkontakt zu verschenken. Wie auf vielen anderen Gebieten ist auch hier unwahrhaftiges Verhalten von beiden Seiten nicht auszuschließen. – Führt eine Kameradschaft über Freundschaft und Liebe bis zur Ehe, so verdient die Frage von Nachkommen besondere Berücksichtigung, vor allem dann, wenn die Sehschädigung aller Voraussicht nach erblich ist. In den weitesten Fällen bringen blinde oder sehbehinderte Mütter vollsehende Kinder zur Welt, selbst dann, wenn auch der Vater sehgeschädigt ist. – Im Verhältnis leben mehr Blinde als Sehende unverheiratet. Die Sehnsucht nach einer Lebensgemeinschaft wird wohl in beiden Gruppen etwa gleich groß sein. Der Zölibat des Priesters und die freiwillig gewählte Ehelosigkeit anderer Menschen können unter anderem als zeichenhafte Solidarität mit jenen verstanden werden,

deren Sehnsucht nach Ehe sich nicht erfüllt. Diesen Aspekt einem derart betroffenen Blinden nahezubringen, wird wohl nicht leicht sein und muß sehr einfühlsam geschehen.

In die Gemeinde hineinwachsen

Bei jenen Blinden oder Sehbehinderten, die über kurzfristige Kontaktnahmen hinaus Anschluß suchen, ist es eine Frage des Talentes, der verfügbaren Zeit und der Einsatzbereitschaft, wieweit das Engagement in der und für die Pfarre reicht. Musikalisch begabte Blinde können in einem Kirchenchor, der nicht nur aus „Profis“ besteht, mitsingen, wenn sie durch den Chorleiter oder andere Chormitglieder unterstützt werden. Vielleicht wird der Blinde in einer Band zur Begleitung von rhythmischen Liedern herangezogen und setzt damit jene Tradition fort, die durch einen blinden Organisten oder Kantor begonnen wurde.

In Bibelkreisen oder diversen Fachausschüssen spielt es meist keine Rolle, ob ein bestimmter Beitrag von einem Blinden oder Sehenden kommt, und in Gebetsrunden oder zu Hause leistet der Blinde seinen Beitrag zum Aufbau des Reiches Gottes im Sinne des Gebetsapostolates. – Warum sollten Blinde nicht z. B. in Nährunden aufgenommen werden, als Babysitter Verantwortung übernehmen oder nach Diktat Schreibearbeiten für die Pfarre erledigen? Was spricht dagegen, daß Blinde nach entsprechender Vorbildung als „lebende Informationsstellen“ über Kirchenbeitrag, liturgische Vorschriften, Pfarrtermine, Zuständigkeiten bei kirchlichen Behörden . . . herumlaufen?

3. Seelsorge konkret

3.1 Pannen akzeptieren

Wer durch Krankheit oder Alter erblindet, muß sich äußerlich und innerlich neu selbst finden. Die Hilfsbedürftigkeit ändert sich mit dem Krankheitsverlauf. Der Betroffene wird solange wie möglich versuchen, sich wie ein Vollsehender zu verhalten, und das wird irgendwann sicher zu Pannen führen. Die Menschen in der Umgebung eines Erblindenden – und das sind hoffentlich in vielen Fällen Christen, die sich einer Pfarrgemein-

de zugehörig fühlen – müssen wie der Sehgeschädigte selbst lernen, auftauchende Mißgeschicke jeglicher Art verständnisvoll hinzunehmen. Nur so wird der Prozeß der Selbstfindung beschleunigt. – Auch bei jenen Menschen, die schon länger oder von Geburt an blind sind, kann eine „Panne“ die Frage nach dem Sinn im persönlichen Schicksal akut werden lassen, und schon allein aus diesem Grund ist auch hier das Ertragen in Liebe durch die Mitmenschen geboten.

3.2 Isolationstendenz bekämpfen

Liebendes Mitleiden bedeutet aber keineswegs teilnahmsvolles, aber stummes Beobachten. Zunächst wird Zeit vergehen müssen, bis sich die Gemeinschaft und der Betroffene mit den geänderten Umständen abgefunden haben; doch dadurch sind nur die ersten Schwierigkeiten beseitigt und so die Tatsache, daß bei einem Menschen eine Behinderung vorliegt, in die Alltagsroutine eingearbeitet. Ziel für den Betroffenen und die Gemeinschaft muß es sein, das Faktum der Erblindung oder Blindheit dieses bestimmten Menschen anzunehmen, das heißt, es als Herausforderung und damit als Chance zu sehen, im „Geringsten“ Jesus zu begegnen. Sorge für den Blinden kann bis zur Forderung führen, sich nicht mehr abzukapseln. Der Rückzug in die eigenen vier Wände wird dann nicht erfolgen, wenn der Blinde erlebt, daß es Menschen gibt, für die er etwas bedeutet und die sich deshalb um ihn mühen. Nur wer durch vieles auf Tiefe der Beziehung gerichtetes Zusammensein die verwundbaren und heilungsuchenden Persönlichkeitsstrukturen des Sehgeschädigten kennt, kann die verschlossene Blüte öffnen, trotz der Stacheln den weichen Teil des Kakthus berühren!

3.3 Hilfe anbieten

Je mehr Selbstvertrauen der Vollblinde oder Sehbehinderte entwickeln kann, umso weniger Hilfe wird er in Anspruch nehmen müssen. Manche Sehgeschädigte lehnen angebotene Hilfe ab, weil sie sich und der Umgebung ihre Unabhängigkeit beweisen wollen. Das an sich gute Streben nach mehr Selbstständigkeit kann bei Übertreibungen zu

Zerrformen führen, deren Ausdruck die oben erwähnten „Pannen“ sind. Um den richtigen Mittelweg zwischen Vernachlässigung und Überbefürsorgung herauszufinden, wird es notwendig sein, dem Blinden immer wieder Hilfe anzubieten und ihn zu fragen, in welcher Form er haben möchte, daß ihm geholfen wird.

Sollen z. B. gemeinsame Wege gemacht werden, ist es günstig, daß der sehende Führer vorausgeht und den Blinden sich einhängen oder am Ellbogen locker anhalten läßt. Gut zusammengespielte Paare können sich sehr rasch und sicher vorwärtsbewegen. Da der führende Sehende immer einen halben Schritt voraus ist, spürt der Blinde Bodenunebenheiten oder Stufen und kann sich darauf einstellen, ohne durch Worte darauf aufmerksam gemacht worden zu sein.

Sprechen mehr als zwei Personen miteinander und ist mindestens eine davon blind, so empfiehlt es sich, den oder die Blinden immer wieder mit Namen anzusprechen, da ja der Blickkontakt fehlt. Auf diese Weise kann vermieden werden, daß der Blinde auf Fragen, die gar nicht an ihn gerichtet wurden, antwortet. – In solchen Gesprächen braucht in der Wortwahl für Alltägliches nicht besonders auf den Blinden Rücksicht genommen zu werden. Obwohl er etwas betastet, wird der Blinde zuweilen selbst sagen, er „schaut“ sich etwas an. Der Gruß „Auf Wieder-Sehen“ wird ihn nicht kränken und an seine Behinderung erinnern, und „Seht das Lamm Gottes“ ist auch nie als Aufforderung für die „sehende“ Gemeinde gedacht, ein Lamm in der Umgebung des Priesters zu suchen.

Gute Dienste erweist der sehende Begleiter dem Blinden oder Sehbehinderten, wenn er diesem beschreibt, was er z. B. bei gemeinsamen Wanderungen alles sieht. Die durch Worte zum Ausdruck gebrachte Wirkung von Landschaft oder Naturstimmungen auf den Betrachter erzeugen auch im Sehgeschädigten Vorstellungen, die sich mit emotionalen Werten verbinden. In solchen Schilderungen dürfen und sollen sogar Farben vorkommen, denn dadurch weiß der blinde Zuhörer, daß die Worte nicht speziell für ihn gewählt wurden, sondern die Gefühlslage seines Begleiters wiedergeben.

3.4 Informationen weitergeben

Vor allem Späterblindete wissen oft kurz nach ihrer Erblindung recht wenig über speziell für Blinde existierende Institutionen und Angebote. Ein Dienst der Kirche an den Blinden ist es, Informationen weiterzugeben.

Neben den Blindenverbänden, die sich als Selbsthilfegruppen verstehen, gibt es Gruppierungen von Laien, deren Arbeit christlich motiviert ist: das Österreichische Blindenapostolat in Wien, das Deutsche katholische Blindenwerk in München und den christlichen Blindendienst in Marburg sowie die Schweizerische Caritasaktion der Blinden in Landschlacht. Alle diese Organisationen führen Punktschrift- und Hörbüchereien, um Bildungsgut und Unterhaltung an die erwachsenen Blinden heranzutragen. In den zahlreichen Blinden- und Sehbehindertenschulen des deutschen Sprachraumes werden Jugendliche und Späterblindete zu Telefonisten, Phonotypisten, Korbflechtern, Bürstenmachern, Webern, Industriearbeitern, Klavierstimmern, Masseuren, Programmierern usw. ausgebildet*.

Rosa Schweizer

Was erwarte ich mir als Rollstuhlfahrerin von der Kirche?

Ganz bewußt habe ich in der Überschrift meines Aufsatzes den Begriff „Behinderter“ nicht verwendet, sondern auf den für mich überschaubaren Personenkreis der Roll-

* Weiterführende Literatur:

J. Emminghaus, Kleine Blindenpastoral, Freiburg 1962; R. Herkenrath – H. Rupp (Hrsg.), Handreichungen für den evangelischen Religionsunterricht an Schulen für Blinde (Kirchenkanzlei der EKD), Hannover 1979; Texte der Pastoralkommission Österreichs für die Seelsorger, Pfarrgemeinderäte und Apostolatsgruppen, Behindertenpastoral in der Pfarre, hrsg. vom Österreichischen Pastoralinstitut, Wien 1980; W. Paukowitzsch – E. Schmid, Die Katechese bei Blinden, in: Christlich-pädagogische Blätter 93 (1980), 240–243; H. Rupp, Schlag die Hand nicht aus, Wuppertal 1981; E. Schmid, Blinde und sehgeschädigte Menschen, in: Zeitschrift der Caritas Österreichs für sozialcaritative Dienste 33 (1980), Heft 5; ders., Weil ich blind bin, glaubt mein Vater nicht mehr an Gott, in: Gemeinsam leben. Evangelisches Diakoniewerk 4 (1983).